

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 50

Artikel: Am Wehen-schreiber angeschnallt : zur Berufssituation von Hebammen
Autor: Hürlimann, Brigitte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Wehenschreiber **angeschnallt**

Zur Berufssituation von Hebammen

«Sage femme», weise Frau, so heisst die Hebamme in der französischen Sprache. Die meisten Hebammen arbeiten heute in Spitälern, wo 99 Prozent aller Geburten stattfinden – und dort ist ihre Weisheit nicht gross gefragt. Freipraktizierende Hebammen, die auch Hausgeburten leiten, fordern nun, dass Schwangerschaft und Geburt wieder zurück in den Alltag, mitten ins Leben geholt werden.

Text: Brigitte Hürlimann *

Fotos: Blazenka Kostolna **

Ihr erstes Kind brachte Rosa im Spital zur Welt. Sie war damals unerfahren, wusste kaum etwas über das Gebären und dachte, das sei doch normal, ins Spital zu gehen, alle machen das so. Die Schwangerschaft verlief gut, ganz natürlich, ohne Komplikationen. Doch kaum begannen die Wehen, kaum traf sie mit dem Taxi im Spital ein, kam alles durcheinander. Hier wurde ihr die Geburt weggenommen.

Rosa erzählt: «Ich musste mich sofort aufs Bett legen und wurde am Wehenschreiber regelrecht angeschnallt. Von da an durfte ich mich nicht mehr bewegen, nicht mehr aufstehen, nicht essen und nicht trinken, obwohl ich Hunger und Durst hatte. Sie zogen einfach ihre Geburtsroutine an mir durch. Alles war auf eine Operation vorbereitet, ich wurde an den Wehentropf angehängt – dabei war ich doch gesund, hatte eine normale Schwangerschaft und wollte unter keinen Umständen einen Kaiserschnitt. Weil ich nur noch liegen durfte, gingen die Wehen zurück. Der Arzt wurde ungeduldig, wollte die Fruchtblase öffnen, denn nun müsse es endlich vorwärts gehen, wie er sagte. Ich strengte mich furchtbar an, und schliesslich platzte die Blase tatsächlich; ich wollte es unbedingt. Aus reiner Routine wurde mir der Dammschnitt gemacht. Die Hebammen kamen und gingen, wildfremde Menschen standen um mich herum, die ich vor-

her noch nie gesehen hatte. Insgesamt waren bei dieser Geburt vier Hebammen dabei, wegen der Schichtwechsel. Als alles vorbei war, wusste ich genau: Es wäre viel einfacher gewesen, wenn man mich hätte machen lassen, was ich wollte.»

Moralische Unterstützung suchen

Dieser Maschinerie, das wusste Rosa von Arb-Schamal, 32jährig, Mutter von Vera, Cäcilia und Nando, dieser hochtechnisierten, routinierten Massenabfertigung würde sie sich nicht mehr aussetzen. Unterstützt von ihrem Mann bereitete sie sich während der zweiten Schwangerschaft auf eine Hausgeburt vor. Giorgio und Rosa gingen ins Zürcher Storchenkafi, eine Informationsstelle des Vereins zur Förderung natürlicher Geburten. Die beiden wollten mehr über Hausgeburten erfahren, suchten auch moralische Unterstützung. Im Storchenkafi lernten sie die freipraktizierende Hebamme Margrit Maurer kennen. Die drei mochten sich auf Anhieb und beschlossen, zusammen Rosas Hausgeburt vorzubereiten.

Damals war Rosa noch bei einem Gynäkologen in Behandlung. Als er von der geplanten Hausgeburt erfuhr, rutschte ihm heraus: «Ich kann Sie ja nicht daran hindern, ich komme aber bestimmt nicht zu Ihnen nach Hause, und Sie müssen selbst damit fertig werden, wenn Ihr Kind ein Dubeli wird.» Bei einer Hausgeburt, das wollte er damit sagen, könne ein Kind gar nicht ohne Schaden zur Welt kom-

men. Dieser Meinung sind heute noch die meisten GynäkologInnen, zu Unrecht, wie spätestens seit Ende letzten Jahres eine Zürcher Studie zeigt: Geplante Hausgeburten im Kanton Zürich sind nicht riskanter als eine Geburt im Spital, ist das wichtigste Resultat dieser vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Studie.

Die Vorurteile aber sitzen tief. Noch vor knapp zwei Jahren schrieb Alexander Landolt als Präsident der Gynäkologischen Vereinigung Zürich in einem Leserbrief an die NZZ: «Die Hebammen müssen ihre menschliche Wärme und ihr fachliches Können im Teamwork zusammen mit dem technischen Wissen und der mitfühlend angewandten Geburtsmedizin von Ärztinnen und Ärzten in den Dienst des ungeborenen Lebens und der werdenden Mutter stellen.» Denn, so die Meinung Landolts, die Geburtshilfe habe sich zur Geburtsmedizin entwickelt, und Geburtsmedizin erfordere Spezialisten. Sprich: GynäkologInnen.

Angst vor Konkurrenz

Nicht minder skeptisch und ablehnend reagieren die meisten MedizinerInnen auf Geburtshäuser, wo freipraktizierende Hebammen Hausgeburten vorbereiten und leiten. «Die Katastrophe ist vorprogrammiert, denn die Hebammen arbeiten gefährlich und unverantwortlich», äusserte sich Ulrich Baumann, Chefarzt des Limmattalspitals, in der WoZ. Und im Tagesanzeiger liess sich Martin Schneider vom Spital Wald zitieren, als Arzt lehne er Gebären ohne die Infrastruktur eines Spitals genauso ab wie Autofahren ohne Sicherheitsgurten. Angst vor Konkurrenz erwähnte im gleichen Artikel der Leiter der Frauenklinik in Wetzikon. Kein Wunder: Geburten zu Hause oder in Geburtshäusern kommen wesentlich billiger als Spitalgeburten. Eine Geburt mit Wochenbett im Spital, halbprivat, kostet gut und gerne bis zu 10 000 Franken.

«... Sie müssen selbst damit fertig werden, wenn Ihr Kind ein Dubeli wird» – Rosa von Arb-Schamal setzte nie mehr einen Fuss in die Praxis ihres Gynäkologen. Sie suchte nach einem Arzt, der Hausgeburten begleitet und fand in Milo Huber einen Allgemeinpraktiker für die ganze Familie. Eigentlich hätte sie auch nur mit der Hebamme zu Hause gebären können, das wusste sie nicht und doch war ganz klar, dass Margrit Maurer, die erfahrene Hebamme, die Geburt leiten würde. «Das Schönste an der





Hausgeburt war die Vorbereitung», schwärmt Rosa heute noch. «Ich malte mir aus, wie und wo ich in der Wohnung gebären könnte. Zusammen mit meinem Mann kaufte ich einen Gymnastikball, wir montierten eine Stange im Türrahmen. Ich ahnte schon bei den Vorbereitungen, dass bei dieser Geburt mein Kind und ich im Mittelpunkt stehen würden.»

Keine Befehle, nur Vorschläge

Rosa erinnert sich: Sie sei kurz vor der Geburt ihres zweiten Kindes ganz ruhig und entspannt gewesen, weil sie gewusst habe, dass sie ihr Zu Hause, die gewohnte Umgebung, nicht verlassen musste. Irgendwann morgens um sieben Uhr begann es in ihrem Bauch zu ziehen, sie nahm dies nicht allzuernst, blieb gelassen und schickte ihren Mann zur Arbeit. Giorgio jedoch war nervöser und kam bald wieder zurück, rief die Hebamme an. Gegen Mittag erschien Margrit Maurer mit zwei schweren Koffern und dem Gebärhocker, schleppte ein Ultraschall-Herztongerät, ein Sauerstoffgerät, Instrumente, Medikamente, sterile Utensilien und vieles mehr die Treppe hinauf – alles, was es auch für Notfälle braucht. Knapp drei Stunden später war Cäcilia auf der Welt. Es ging alles ganz schnell, Rosa hatte gerade noch Zeit, sich einen geeigneten Platz zum Gebären zu suchen. Den Arzt nahm sie kaum mehr wahr, es war Margrit, die ruhig und unauffällig die Geburt leitete. Sie befahl nicht, sondern machte Vorschläge, liess Rosa verschiedene Varianten ausprobieren, alles drehte sich um die Mutter und das Kind im Bauch. Ohne Komplikationen gebar Rosa ihre Tochter. Ohne Komplikationen gebar Rosa ihre Tochter, kurze Zeit später sassen Giorgio von Arb, Margrit Maurer und Milo Huber glücklich auf ihrem Bett, stärkten sich mit Brot und Käse.

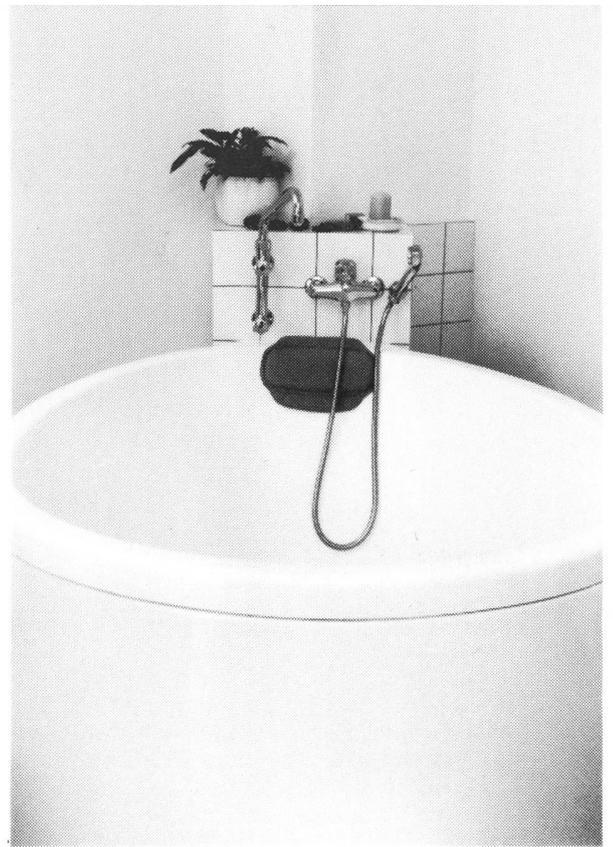
«Eine geplante Hausgeburt in einem System, in welchem wie im Kanton Zürich ein rund um die Uhr arbeitendes Spital zur Überweisung

bei Komplikationen zur Verfügung steht, kann als sicher betrachtet werden», ist das Fazit der vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Studie. Unter der Leitung des Zürcher Allgemeinpraktikers Thomas Voegeli waren 369 Hausgeburten mit 374 Geburten im Spital verglichen worden. «Die wichtigsten Indikatoren wie Mortalität, Zustand des Kindes und schwere Komplikationen zeigen keine Unterschiede zwischen Spital- und Hausgeburten», stellten die ForscherInnen fest.

Verantwortung übernehmen

Frauen, die sich für eine Hausgeburt entscheiden, wollen Verantwortung übernehmen und die Geburt selbst gestalten. Sie sind selbstbewusst und haben weniger Angst vor der Geburt als Frauen, die in Spitälern gebären. Voraussetzung für eine Hausgeburt ist jedoch, dass die Frauen überzeugt davon sind; das gibt ihnen Kraft, auch für die Bedenken und Einwände von aussen. Vor allem Frauen, die schon einmal geboren haben, bringen gute Voraussetzungen für Geburten ausserhalb des Spitals mit, zeigte die Zürcher Studie. Ein Viertel der erstgebärenden Frauen musste während der Geburt von zu Hause ins Spital eingewiesen werden. Das habe allerdings auch mit einer grosszügigen Überweisungspraxis und einem sehr vorsichtigen Vorgehen der Hebammen zu tun, wird in der Studie betont. Bei Frauen, die schon einmal ein Kind bekommen hatten, betrug die Überweisungsrate nur noch vier Prozent. Verglichen mit den 374 Geburten im Spital wurden bei den 369 Hausgeburten deutlich weniger Medikamente eingesetzt und medizinische Eingriffe waren kaum nötig. Im Spital betrug die Dammschnitt-Rate 80 Prozent – bei Hausgeburten lag sie unter 30 Prozent.

Zwei Jahre nach der Geburt von Cäcilia kam auch Nando mit Hilfe von Margrit Maurer in Rosas und Giorgios Wohnung zur Welt. Rosa



erwachte morgens um sieben Uhr mit Wehen, rief die Hebamme an und entspannte sich in der Badewanne, im warmen Wasser. Margrit kam mit ihren vielen Utensilien und untersuchte zuerst Rosas Bauch in der Badewanne. Vera und Cäcilia schliefen im Kinderzimmer. Gegen zehn Uhr morgens lag Nando in Rosas Armen, wenige Minuten später erwachten die Mädchen im Nebenzimmer, kamen zur Mutter herein, bestaunten das Brüderchen, setzten sich aufs Bett und tranken ihren Schoppen. «Die Hebamme», sagt Rosa, «war eine wichtige Unterstützung; nicht nur, weil sie ihr Handwerk verstand. Sie war eine Freundin, die ihre Erfahrungen an mich weitergab.»

Die weise Frau

«Sage femme», weise Frau, so heisst denn auch die Hebamme in der französischen Sprache. Erst seit dem zweiten Weltkrieg gebären in der Schweiz fast alle Frauen in Spitälern; heute sind es 99 Prozent – die Geburtsmedizin hat aus Schwangeren und Gebärenden Kranke gemacht. Hebammen und unter ihnen vor allem die freipraktizierenden, kämpfen darum, Schwangerschaft und Geburt wieder mitten ins Leben zu holen, zurück in den Alltag. Sie wollen die Verantwortung für normale, komplikationslose Schwangerschaften und Geburten übernehmen, wie es ihrer strengen Ausbildung und der Hebammen-Tradition entspricht. Schwanger sein und gebären, sagen sie, sei eine ganz natürliche, gesunde Sache.

Margrit Maurer wirft einen letzten, kontrollierenden Blick in ihre bauchige Hebammentasche aus braunem Leder. Alles drin? Stetoskop, Blutdruckapparat, Hörrohr, Baby-Waage, homöopathische Mittel, Medikamente, Tupfer und Alkohol zum Desinfizieren? Die Hebamme macht sich zum zweiten Mal auf den Weg ans Wochenbett einer Mutter in Zürich-Affoltern, die am frühen Sonntag mor-



gen im Spital ambulant ihr zweites Kind geboren hatte. Heute Montag, einen Tag nach der Geburt, ist die Mutter schon ganz entspannt und bei Kräften, froh darüber, dass sie sich in der vertrauten Umgebung erholen kann, um sorgt von ihrem Mann, der freigenommen hat und sich auch um das zweijährige Töchterchen kümmert. Margrit wird bei diesem zweiten Besuch erfreut und wie eine alte Bekannte begrüsst. Klein-Christian döst friedlich in seiner Wiege, bevor ihn die Hebamme vorsichtig auf den Wickeltisch hebt, der direkt neben dem Ehebett steht, so dass die Wöchnerin vom Bett aus bequem zuschauen kann. Margrit schält das winzige Kerlchen aus dem Anzug, misst die Temperatur, desinfiziert die Nabelschnur, entfernt das Namensschildchen aus dem Spital, wäscht den Kleinen und zieht ihm frische Windeln an. Eine Infrarot-Lampe wärmt den Säugling, der ein bisschen wimmert und mit seinem hohen Stimmchen weint, bis er entdeckt, dass er am Daumen saugen kann, was er vermutlich schon im Bauch der Mutter getan hatte. Der Vater hat inzwischen das Töchterchen auf die Schultern gehievt, beide stehen hinter Margrit, schauen ebenfalls gespannt und konzentriert zu.

Termindruck der ÄrztInnen

Margrit erzählt: «Ich machte eine Ausbildung als Krankenschwester, in der allgemeinen Krankenpflege. Sieben Jahre lang arbeitete ich im Spital. Doch ich wollte nicht für immer im Spital bleiben. Ich hatte viel mit sterbenden Menschen zu tun und überlegte mir, dass ich gerne die Geburt besser kennenlernen möchte. Also machte ich eine Zusatzausbildung an der Zürcher Hebammenschule. Um Erfahrungen im neuen Beruf zu sammeln, arbeitete ich zunächst im Zürcher Triemli-Spital und später im Rotkreuz-Spital.

Das Rotkreuzspital ist ein Privatspital. Das heisst, die Frauen, die hier gebären, bringen ihre ÄrztInnen mit. Jede und jeder machte es wieder anders – mit einer Ausnahme: Fast alle ÄrztInnen wollten die Leitung der Geburt übernehmen. Als Spitalhebamme erlebte ich, wie ÄrztInnen aus Termindruck Geburten beschleunigten. Sie wollten rechtzeitig auf dem

Golf- oder Tennisplatz eintreffen. Die Hebammen begleiteten gebärende Frauen über Stunden, und kaum waren die ÄrztInnen da, musste alles ganz schnell gehen. Sie griffen in normal ablaufende Geburtsprozesse ein, und für einen Eingriff liess sich immer ein medizinischer Grund finden. Einmal informierte ich telefonisch einen Arzt, sagte, seine Patientin würde sehr bald gebären. Da er befürchtete, zu spät zu kommen richtete er aus, ich solle den Dammschnitt machen, damit er nachher wenigstens nähen könne und etwas zu tun habe. ÄrztInnen verdienen halt mit jedem Handgriff, können alles verrechnen.

Ich war zwischen den Wünschen der ÄrztInnen und den Bedürfnissen der gebärenden Frauen hin- und hergerissen, versuchte zu vermitteln. Doch wenn ich mich dem Willen der ÄrztInnen nicht fügte, gab es Konflikte. Meistens fügte ich mich, denn es ist unmöglich, am Bett einer Gebärenden zu streiten. Mit wenigen war eine Zusammenarbeit möglich. Diese ständige Auseinandersetzung war kräfte raubend. Ich hielt es knapp fünf Jahre aus, und auch nur deshalb, weil wir ein gutes Hebammenteam waren.»

Konflikt wird sich verschärfen

Spitalhebammen sind deutlich unzufriedener mit ihrer Arbeitssituation als ihre freipraktizierenden Kolleginnen. Das zeigt eine Untersuchung der Hochschule St.Gallen mit dem Titel «Die Hebammen in der Schweiz». Spitalhebammen haben zwar regelmässige Arbeitszeiten und vor allem ein gesichertes, viel höheres Einkommen, klagen aber über die schlechte Zusammenarbeit mit ÄrztInnen. Im Spital dürfen sie, trotz ihrer Ausbildung kaum Verantwortung übernehmen oder über den Ablauf der Geburt entscheiden. «Aufgrund der zunehmenden Professionalisierung der Hebammen dürften in Zukunft die unterschiedlichen Meinungen eher noch härter aufeinanderprallen», prophezeien die AutorInnen der St. Galler Studie.

Margrit Maurer wollte nicht ewig unzufrieden bleiben. Sie nahm Kontakt mit einer freischaffenden Hebamme auf, begleitete sie

bei ihrer Arbeit und betreute schon bald die ersten Hausgeburten. Heute ist sie mit ihrer Arbeit voll ausgelastet, begleitet jeden Monat durchschnittlich drei Hausgeburten, macht Vorgespräche, Schwangerschaftskontrollen und Wochenbettpflege, auch bei Frauen, die ambulant im Spital ihr Kind zur Welt brachten. Vor allem durch «Mund-zu-Mund-Propaganda» gelangen schwangere Frauen zu ihr, oder dann finden sie ihren Namen auf der Liste aller freipraktizierenden Hebammen, die vom Schweizerischen Hebammenverband zusammengestellt wird. Margrit ist fast ständig auf Pikett, muss Tag und Nacht, Samstag und Sonntag damit rechnen, zu einer Geburt gerufen zu werden, hat kaum ein Wochenende frei. Der Piepser ist immer dabei, das Auto möglichst nah parkiert, Taschen und Koffer sind gepackt.



Karger Lohn

Die Verantwortung ist gross, eine Geburt, die zwölf Stunden und länger dauern kann, anstrengend, und dennoch verdient Margrit monatlich bloss zwischen 3000 und 4000 Franken, hat weder dreizehnten Monatslohn, bezahlte Ferien, noch Sozialleistungen eines Arbeitgebers. «Etwa vierzig Prozent meiner Arbeit wird nicht bezahlt», hat die Hebamme ausgerechnet, «so die ganze Administration, telefonische Beratungen, die Materialbeschaffung und -reinigung oder meine Weiterbildung». Nur wenige freipraktizierende Hebammen können es sich leisten, neben ihrem

schlecht bezahlten Beruf mit unregelmässiger Arbeitszeit auch noch Hausfrau und Mutter zu sein – oder dann sind sie ganz stark auf finanzielle und ideelle Unterstützung ihrer Partner angewiesen. Mit ihrem kargen Lohn können sich freie Hebammen kaum über Wasser halten. Nur noch wenige Gemeinden zahlen beispielsweise Wartegeld, also eine Entlohnung für die drei Wochen vor und zwei Wochen nach dem errechneten Geburtstermin. In dieser Zeit muss die Hebamme 24 Stunden am Tag abrufbar sein, kann nicht verreisen, kaum mehr die Freizeit planen und nur noch beschränkt andersweitig arbeiten.

Die Tarife für Geburten, Schwangerschaftskontrollen oder Wochenbettpflege schwanken von Kanton zu Kanton – und zwar extrem. Der Kanton Schwyz beispielsweise zahlt für eine zwölfstündige Geburt nur gerade 250



Franken – in Genf erhält eine Hebamme für eine achtstündige Geburt 800 Franken. Die Kantone Zürich, Luzern, Zug oder St. Gallen zahlen für eine zwölfstündige Geburt um die dreihundert Franken und eine ähnliche Pauschale für die zehntägige Wochenbettpflege.

Der Schweizerische Hebammenverband, der heute rund 2260 Hebammen vertritt, bemüht sich seit bald fünfzehn Jahren um eine gerechte, der Verantwortung und Ausbildung entsprechenden Entlohnung. Die Verhandlungen mit VertreterInnen von Krankenkassen und Regierungen sind zäh, erste Resultate



endlich in Sicht. «Wir hoffen, dass wir bis am 1. Juli einen einheitlichen Tarif für die ganze Schweiz erreicht haben», sagt Monika Müller, freischaffende Hebamme in Aarburg, Sprecherin des Hebammenverbandes. Sie ist auch zuständig für die rund 320 im Verband organisierten freien Hebammen. Zugunsten eines einheitlichen Tarifes musste Monika Müller schmerzhaft Kompromisse eingehen. Das Wartegeld beispielsweise wird im Vertragsentwurf nicht erwähnt, Geburtshäuser gelten als juristische Lücke, die man vorderhand nicht einzustufen weiss.

Warteliste im Geburtshaus

Kein Wunder, denn Geburtshäuser gibt es in der Schweiz noch nicht sehr lange. Heute sind es fünf, bald sollen es sechs sein: das Storchennest in Lenzburg, das Delphys in Zürich sowie die Geburtshäuser in Wald, Muttenz und Mötschwil und das seit längerem geplante St. Galler Geburtshaus. Unter der Leitung von fünf bis sieben freipraktizierenden Hebammen sind im Zürcher Delphys seit Ende 1990 über 250 Kinder zur Welt gekommen. Für diesen Mai mussten die Delphys-Frauen erstmals eine Warteliste erstellen oder auf das nächstgelegene Geburtshaus in Wald verweisen, wo Frauen ambulant und stationär gebären können. «Mit fünfzehn Geburten pro Monat sind wir voll ausgelastet», sagt Bettina Coaz, freischaffende Hebamme und Gründungsmitglied von Delphys. «Häufig kommen dieses Jahr Frauen zu uns, die im Delphys das zweite oder dritte Kind zur Welt bringen. Anfänglich waren es fast nur erstgebärende Frauen. Da wir einen Geburtsvorbereitungskurs für Frauen und ihre Partner anbieten, haben wir gute Erfahrungen mit Erstgeburten gemacht», berichtet Bettina.

Verbesserung notwendig

Das Zürcher Geburtshaus Delphys hat also sovieler Anmeldungen wie noch nie und gleichzeitig eher Mühe, genügend Hebammen zu finden, die sich aus dem sicheren Rahmen einer festen Anstellung lösen wollen und ein finanzielles Risiko eingehen, indem sie freischaffend werden. Immerhin, sagt Monika Müller vom Schweizerischen Hebammenverband, würden heute ÄrztInnen, Kranken-



kassen und Regierungen anerkennen, dass freischaffende Hebammen viel zu wenig verdienen. Dieser Meinung sind auch die VerfasserInnen der St. Galler Studie: «Falls gesundheitspolitische Entscheidungsträger an einem Ausbau der spitalexternen Hebammendienste interessiert sind, erscheint eine Verbesserung der Einkommenssituation der freipraktizierenden Hebammen wichtig. Die heute in einigen Kantonen ausbezahlten Entschädigungen sowie die kantonalen Krankenkassentarife für die Hebammentätigkeit sind in der Tat sehr tief und erlauben kaum eine selbständige Berufsausübung.»

Von der Fremden zur Freundin

Monika Müller erzählt: «Ich bin selbst bei einer Hausgeburt zur Welt gekommen, zusammen mit meiner Zwillingsschwester. Das ist ungewöhnlich, denn Zwillingsgeburten finden eigentlich immer im Spital statt. Doch meine Mutter hat alle ihre Kinder zu Hause zur Welt gebracht. Die Hebamme war im Dorf bekannt, ich sah sie oft, wie sie mit ihrem Velosolex an unserem Haus vorbeifuhr. Diese Frau faszinierte mich – und als 13jährige war ich fest entschlossen, ebenfalls Hebamme zu werden.» Wie Margrit Maurer, die Zürcher Hebamme, wurde auch Monika zunächst Krankenschwester und dann Spitalhebamme, störte sich bald daran, dass sie im Spital für das Normale kämpfen musste, gebärende Frauen vor Eingriffen schützen und viel Energie brauchte, um für eine gute Atmosphäre zu sorgen. Seit gut drei Jahren arbeitet Monika Müller als freipraktizierende Hebamme und hat diesen Entschluss nie bereut: «Der Beruf bringt mir viel Befriedigung. Als Fremde lerne ich die Frau bei der Schwangerschaftskontrolle kennen, nach der Geburt verlasse ich sie als Freundin.»

* Brigitte Hürlimann lebt und arbeitet als freie Journalistin in Zürich. Im Mai wurde ihr der Zürcher Journalistenpreis verliehen.

** Blazanka Kostolna ist Fotografin und Malerin, sie lebt in Zürich. Die vorliegenden Fotos sind alle im Geburtshaus Delphys entstanden.

Diese Reportage wurde durch finanzielle Unterstützung des Frauenzentrums Zürich ermöglicht.